

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 168.

Posen, den 25. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

21. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Trents Gesicht verdüsterte sich. Das war eine schlechte Nachricht. Er war froh, daß sie nicht ihrer ersten Absicht gefolgt waren und mit den Vermessungen in Bekwando begonnen hatten.

„Wir haben eine Konzession,“ erklärte Trent, „und wenn es erforderlich ist, müssen wir kämpfen. Aber ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich vorbereitet haben.“

„Eine Konzession!“ Francis nahm alle Kräfte zusammen, erhob sich und sah gespannt auf den Mann, der sich über seine Lagerstätte beugte. „Gerechter Gott!“ brach es aus ihm hervor. „Jetzt erkenne ich Sie: Scarlett Trent, der Mann, den ich vor einigen Jahren in Bekwando traf.“

„Wir warteten damals auf Sie,“ bemerkte Trent, „um einen Zeugen bei der Unterzeichnung der Konzession zu haben. Ich dachte mir, daß Sie sich der Sache erinnern würden.“

„Sie kamen mir gleich bekannt vor,“ erklärte Francis langsam. „Jetzt fällt mir wieder alles ein. Sie spielten mit dem alten Monty um das Porträt seiner Tochter gegen eine Flasche Schnaps.“

Trents Gesicht verzog sich krampfhaft.

„Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis,“ bemerkte er trocken.

Ein heftiger Ton schlich sich in Francis' Stimme, als er weiter sprach:

„Ich erinnere mich noch manch anderer Tat von Ihnen, Scarlett Trent. Sie sind der Mann, der seinen Teilhaber im Busch allein zurückließ, damit er dort sterben sollte und Sie seinen Anteil der Konzession an sich reißen konnten. Ah, Sie staunen sicherlich, daß mein Gedächtnis wieder vollkommen in Ordnung ist. Ich habe noch eine Rechnung mit Ihnen zu begleichen, mein werter Herr.“

„Was Sie da sagen, ist Lüge,“ brach es aus Trent hervor. „Als ich ihn verließ, war ich überzeugt, daß er so gut wie tot sei.“

„Aber wie viele wird es geben, die das glauben?“ antwortete Francis spottend. „Ich werde Monty mit mir nach England nehmen. Ich habe eine Weile von diesem Land genug — und dann — und dann —“

Erschöpft fiel er nieder, nicht mehr imstande, ein Wort hervorzubringen.

Trent sah ihn unentwegt an, während er gedankenverloren seine Pfeife rauchte.

Sie waren ganz allein, und Francis bewußtlos. Ein Griff nach seiner Kehle — ein Tropfen von einem gewissen Getränk aus der Arzneikiste — und seine Bewußtlosigkeit würde in ewige Ruhe übergehen! Doch Trent blieb rauchend neben dem Lager des Besinnungslosen stehen.

XXVI.

Trent hatte in der letzten langen Stunde des abnehmenden Mondlichts die Wache gehalten, bis der bleiche Morgen tagte. Mit den ersten schwachgrauen Streifen des Tageslichts kamen die Wilden von Bekwando. Sie trochen in einem Halbkreis durch das lange harte Gras und sprangen dann unvermittelt auf ein Zeichen in die Höhe, die vergifteten Speere in der Hand — ein abstoßender Anblick für die Lagerbewohner, von dem feuchten Morgennebel noch erstarrt und schlaftrunken. Trent aber hatte nicht geschlafen. Sein halblauter Alarmruf hatte sie beizeiten geweckt und ihnen Gelegenheit gegeben, Deckung zu nehmen und ihre Gewehre in Schußbereitschaft zu bringen. Der Kriegsruß der Wilden wurde von einer tödlichen Stille beantwortet — es folgte nicht das geringste Zeichen der Verwirrung und Kopflosigkeit.

Trents kleine Mannerschär lag mit geladenen Gewehren lang auf dem Boden ausgestreckt. Raum hundert Meter schieden sie von den Angreifern, und noch immer kam kein Lebenszeichen aus dem Kamp. Die lange Reihe der Angreifer kam einige Schritte näher, die vergifteten Speere über dem Kopf geschwungen. Die halbnaekten bemalten Gestalten waren jetzt schon deutlicher zu erkennen, als sie wild und blutdürstig durch die graue Morgendämmerung herankamen. Die Weißen schliefen sicher noch. Sie waren jetzt ganz nahe. Ein Signal ertönte, gefolgt von einem Chor wilder Schreie. Nun ließen sie alle Vorsicht außer acht und sprangen vor, während ihr abscheuliches Kriegsgebrüll die Luft erfüllte. Im nächsten Augenblick veränderten sich die furchtbaren Rufe in Todeschreie; denn aus dem Unterholz züngelte eine lange Reihe knatternder Feuerstrahlen hervor. Mindestens ein Duzend Eingeborener stürzte zu Boden, die übrigen zögerten. Trent, in dem die Kampfeslust erwacht war, beging seinen ersten Fehler. Er kommandierte einen ersten Ausfall und stürmte, einen Revolver in der Hand, auf die unterbrochene Linie der Angreifer zu. Die Hälfte der Schwarzen rannte eiligst davon. Der Rest, immer noch zahlreicher als Trents Gruppe, hielt Stand. Im Nu entbrannte der Kampf zu einem Handgemenge, und Trent verwünschte seine Kühnheit, die ihn ins offene Feld getrieben hatte. Einen Augenblick schien der Erfolg ungewiß, dann erkannte der Führer den Angreifer, ein schwarzer gigantischer Kerl von anscheinend herkulischer Kraft, Hauptmann Francis sprang auf ihn zu. Der Schlag, zu dem der Schwarze ausholte, würde den Offizier zweifellos getötet haben, hätte Trent nicht mit dem Gewehrstoß teilweise seine Kraft gebrochen. Darauf jagte er dem Schwarzen eine Kugel durch den Kopf, indes Francis hintenüber zusammenbrach. Ein wildes Kreischen folgte dem Fall des Führers, dann stürzten die Wilden in die Flucht, von einem Kugelregen verfolgt. Mehr als einer von ihnen machte noch einen Luftsprung und schlug zu Boden. Der Kampf war zu Ende. Francis war der einzige, der eine Verwundung davongetragen hatte.

Während des Kampfes war es heller geworden. Die kleinen Nebelwolken verzogen sich, und die Sonne brannte jetzt mit einer goldenen Glut. Francis, heftig wöhnend, lag auf der Erde. Seine Neger, die ihn gut

kannten, standen im Kreise um ihn. Trent ließ sich neben ihm nieder und nahm eine schnelle Untersuchung vor. Dann ließ er ihn behutsam in ein Zelt tragen, während er seine Verbandkiste holte.

Man rüstete zum Ausbruch, doch Trent schritt immer noch unruhig in seinem Zelt auf und ab. Zum zweiten Male innerhalb weniger Stunden war dieser Mann, der ihn zugrunde richten konnte, seiner Macht ausgeliefert. Daß er ihm das Leben gerettet hatte, zählte er nicht. In der Hitze des Gefechts gab es keine Zeit zum Ueberlegen. Trent war einfach dem Instinkt eines tapferen Mannes, dessen Blut voll Kampfeslust brannte, gefolgt. Jetzt jedoch war es anders. Trent ließ sich selten durch ein Gefühl beherrschen, aber vom ersten Augenblick an hatte er bei diesem Mann eine bange Ahnung gehabt. Eine gegenseitige Antipathie schien vom ersten Moment an zu bestehen, da sie sich zum ersten Male in Bekwando begegneten. Er entsann sich der damaligen Ereignisse, als ob es gestern gewesen wäre — der Augenblicke des Abschieds und Francis' drohender Worte. Trent hatte schon immer gefühlt, daß der Mann sein Feind war — nichts auf der Welt würde Francis je überzeugen können, daß er Monty nicht hatte benachteiligen wollen. Der Schein war nun einmal gegen ihn. Ingeheim hatte er bereits Pläne entworfen, Monty in den rechtmäßigen Besitz seines Eigentums zu setzen, aber es würde Klugheit und Umsicht erfordern, um eine Katastrophe zu verhüten. Die Einmischung eines Fremden konnte verhängnisvoll werden, und Francis hatte die Absicht, sich einzumischen — nichts würde ihn davon zurückhalten können.

Mit gerunzelten Brauen wanderte Trent hin und her, wobei dann und wann sein Blick auf den Bewußtlosen fiel.

XXVII.

Ungefähr 14 Tage später ritt Trent in Attra ein — bleich, mager und hohläugig. Die wahre Geschichte der vergangenen Tage würde nie jemand erfahren! Bei Trent jedoch hatte sie für immer ihr Siegel hinterlassen. Jede Stunde in diesem Lande war für ihn kostbar — und doch hatte er 14 Tage geopfert, um Francis' Leben zu retten. Und was für Tage! — von den Nächten ganz zu schweigen. Man hatte Francis manchmal in einem Zustand vollkommener Geistesabwesenheit, ein andermal wie einen sich toblich Gebärdenden längs eines Pfades durch die Wildnis getragen, durch Flüsse und Moräste nach der Stadt Garba, wo vor Jahren ein Händler aus Kongo, der sich ein Vermögen geschafft hatte, ein kleines, weißgefaßtes Hospital hatte errichten lassen. Er befand sich jetzt außer Lebensgefahr, aber bestimmt war er nie zuvor „dem Tal der Schatten des Todes“ so nahe gewesen. Einen Moment vermindelter Aufmerksamkeit, eine verschobene Decke, das Vergessen einer Dosis Alkohol — und Trent hätte als Multimillionär durchs Leben gehen können, als ein Fürst unter seinen Mitmenschen, für immer aller Sorge enthoben. Aber Francis wurde gepflegt, wie selten ein Mann gepflegt worden war. Einen Teil der Strede selbst hatte Trent ihn tragen helfen, indes er unablässig seine Augen auf das Gesicht des Kranken geheftet hielt, das bereits den Stempel des Todes trug; stets bereit, Schmerzen und Fieber zu bekämpfen, wenn die zuckenden Lippen oder verkrampften Glieder ihm einen Wechsel anzeigten. Vierzehn Tage lang hatte er fast nicht geschlafen. Bis sie Garba erreichten, war er nicht aus den Kleidern gekommen.

Als er in Attra einritt, schwankte er im Sattel; und beim Betreten des Büros des Vertreters, ähnelte er eher einem Geist als einem Menschen aus Fleisch und Blut. Der Landvermesser Cathcart lag lässig in seinem Liegestuhl ausgestreckt. Sein Assistent, nicht viel mehr als ein Jüngling, saß vor einem Tisch, unlustig über ein Papier gebückt. Bei Trents Eintritt sahen sie auf und wechselten hastig einen bestürzten Blick. Dann rief Cathcart:

„Gerechter Himmel, was ist Ihnen?“
Trent fiel in einen Stuhl nieder.

„Geben Sie mir Wein. Ich bin nur etwas überanstrengt.“

Cathcart schenkte Champagner ein. Trent leerte das Glas in einem Zuge und bat um etwas Zwiebad. Seine starke Konstitution erholte sich bald. Allmählich wich die tödliche Blässe von seinem Gesicht.

„Wo ist Souza?“ forschte er.

„Nach England,“ antwortete Cathcart, während er aus dem offenen Fenster starrte, das durch ein vorspringendes Dach vor der Sonne geschützt wurde.

„Er ist gestern abend abgereist.“

Trent erschrak. Es war ihm unsäglich.

„Hat er für seine Abreise keinen Grund angegeben?“

Cathcart rauchte eine Weile schweigend weiter. Eine Erklärung war unvermeidlich, und wie unangenehm sie auch sein mochte, er konnte sie jetzt ebensogut wie später abgeben.

„Ich glaube, der Portugiese ist nach England gereist, um zu versuchen, seine Anteile der Bekwando-Gesellschaft an den Mann zu bringen.“

„Nach England gereist — zu versuchen — seine Anteile — an den Mann zu bringen?“ wiederholte Trent stoßend. „Sie meinen, daß er sich schnurstracks von hier entfernt hat, um für hunderttausend Pfund Bekwandoaktien auf den Markt zu werfen?“

Der andere nickte. „So sagte er wenigstens.“

„Und warum? Hat er das auch gesagt?“

„Er ist zu der Ansicht gekommen, daß der Plan vollkommen unausführbar und die Konzession daher wertlos ist. Er will versuchen, soviel als möglich aus seinen Anteilen herauszuschlagen, ehe die allgemeine Situation ruckbar wird.“

Trent hatte sich abermals eingeschenkt, leerte sein Glas und brannte sich eine Zigarre an.

„So viel von da Souza,“ sagte er. „Und jetzt, Herr Stanley Cathcart, möchte ich gern einmal wissen, was zum Teufel Sie und Ihr Assistent hier in den heißen Stunden des Tages ausführen, wo Arbeiten von größter Wichtigkeit zu erledigen sind? Alles hier scheint zu schlafen. Wo sind Ihre Leute? Ich sehe keinen Menschen beschäftigt. Ich habe Ihnen die Stelle deutlich angegeben, von der aus mit dem Anlegen der Straße begonnen werden sollte. Ja, zum Donnerwetter, was hat es zu bedeuten, daß Sie die ganzen Wochen unnütz verstreichen lassen?“

Cathcart räusperte sich. Ihm war sichtlich nicht behaglich zumute, aber er antwortete mit einer gewissen Würde:

„Ich habe eingesehen, Herr Trent, daß das Anlegen der Straße praktisch unmöglich und zwecklos ist. Ich habe ungenügende Arbeitskräfte und schlechtes Material, dazu keine befriedigende Methode, die sumpfige Strede trocken-zulegen. Außerdem glaube ich kaum, daß sich jemand bei den fortwährenden Bedrohungen durch die Wilden zur Arbeit finden wird.“

„So, das ist Ihre Meinung?“

„Das ist meine Meinung,“ bestätigte der Landvermesser. „Ich habe das alles in einem Bericht klar-gelegt, den ich gestern mit dem Schiff an den Gesellschaftsvorstand sandte.“

Trent erhob sich und stieß die Tür auf.

„Hinaus mit Ihnen!“ knirschte er.

Cathcart sah ihn fassungslos an.

„Was meinen Sie damit?“ rief er. „Dies hier ist mein Haus.“

„Sie irren sich, es ist das Büro der Bekwando-Gesellschaft, mit der Sie nichts mehr zu tun haben. Hinaus!“

„Reden Sie keinen Unsinn,“ antwortete Cathcart ungehalten. „Ich bin vertraglich als Landvermesser angestellt.“

„Hinaus!“ wiederholte Trent nochmals. „Die Gesellschaft bedarf Ihrer Dienste nicht mehr. Sie sind wegen Unfähigkeit und Feigheit entlassen; und wenn Sie nicht innerhalb drei Minuten draußen sind, wird es Ihnen schlecht bekommen.“
(Fortsetzung folgt.)

Vom Feuerwagen zum Raumschiff.

Den nachstehenden Abschnitt entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages dem Buche: „Mit Raketenkraft ins Weltall — vom Feuerwagen zum Raumschiff“ von Otto Willi Gail. Das Buch enthält den authentischen Bericht über die Opel-Balierische Rakete, den Raketenwagen, das Raketenflugzeug und die Welt-raumrakete, und ist mit etwa 40 Bildern ausgestattet. Die Einleitung stammt von Max Balier, gewidmet ist es Fritz von Opel. In gemeinverständlicher Weise berichtet das Buch über die neue weltbewegende Erfindung und deren Zukunft und über die Absichten der Erfinder. Es ist in R. Thienemanns Verlag in Stuttgart zum Preis von 2 RM. erschienen und in jeder Buchhandlung erhältlich.

Nicht dies ist wichtig, daß der Raketenwagen bereits beim allerersten Versuch ein Tempo von hundert Kilometern in der Stunde erreicht hat — auch nicht die starke Beschleunigung, mit welcher diese Schnelligkeit innerhalb weniger Sekunden zustande kam. Wichtig ist einzig und allein die Tatsache, daß der motorlose Raketenwagen den glänzenden Beweis für die praktische Anwendbarkeit des umstrittenen Raketenstoßprinzips erbracht hat. Nun steht fest, daß die Rakete als Motor eine Zukunft hat.

Dieser Meinung scheint auch Fritz von Opel zu sein; denn er gab dem Verfasser auf Befragen am 11. April 1928 folgende Erklärung ab, die so bedeutsam ist, daß sie hier festgehalten werden muß:

„Heute schon ist es uns möglich, alle bisher erreichten Geschwindigkeiten zu überbieten. Die Opelwerke sind sich darüber klar, daß das Opel-Sander-Raketenaggregat zwar für die Bewegungsverhältnisse auf der Erdoberfläche gewaltige und bisher für unmöglich erachtete Leistungen vollbringt, daß es aber in seiner jetzigen Gestalt doch nur eine Vorstufe zum Raketenflugzeug und späteren Weltraumschiff im Sinne des Balierischen Projektes bildet. Nichtsdestoweniger sind wir heute schon in der Lage, mit unbemannten Maschinen dieses Typs in die Hochschichten der Atmosphäre vorzubringen, und wir sind überzeugt, daß es uns in nicht ferner Zeit gelingen wird, auch in den leeren Weltraum vorzustoßen.“

Man kann wohl annehmen, daß Fritz von Opel diese bedeutungsvolle Aussage nicht gemacht hätte, wenn er nicht über die Mittel verfügen würde, den großartigen Plan auch durchzuführen.

Freilich — noch viele Zwischenstufen müssen erflommen werden, bis diese Wünsche sich erfüllen können. Und ich will versuchen, diese Zwischenstufen zu schildern.

Als nächstes Ziel denkt Max Balier an den Bau eines fliegenden Raketenwagens, der bei Geschwindigkeiten von mehreren hundert Kilometern pro Stunde mit Hilfe drehbarer Tragflächenstücken vom Boden abgehoben und auf weite Strecken sprunghaft durch die Luft gesteuert werden könnte.

Doch die Bedeutung der Rakete liegt natürlich nicht im Automobilbau. Niemals wird sie den Benzinmotor der Verkehrsautos ersetzen können. Denn erstens einmal wäre es eine sinnlose Geldverschwendung, die niedrigen Verkehrsgeschwindigkeiten mit den kostspieligen Raketen zu erzeugen; zweitens würde dem vielmehrerlangen Feuerstoß auf der Landstraße noch viel mehr nachgeschöpft werden als den Staubwolken und dem offenen Auspuff des stärksten Kompressors; und drittens — und das ist der Kernpunkt — kann ja die Rakete gar keinen Dauerantrieb erzeugen, sondern nur verhältnismäßig kurz wirkende, dafür aber sehr kräftige Energieimpulse vermitteln.

Die Rakete muß also für ihre weitere Betätigung das Element auffuchen, in dem es keine Alleeabäume und keine Kurven gibt: die Luft. Zweifellos wird es dem Raketenflugzeug über kurz oder lang gelingen, in momentanen Spitzenleistungen den Schnelligkeits-Weltrekord zu überbieten. Aber eine wesentliche Steigerung der bisherigen Fluggeschwindigkeit wird auch dem Raketenflugzeug nicht möglich sein, weil dies der Luftwiderstand, der bei großen Geschwindigkeiten ins Ungeheure wächst, verhindert. Es wäre ganz verfehlt, etwa die bisherigen Passagierflugzeuge mit Raketenantrieb ausstatten zu wollen. Dafür wäre der Raketenantrieb zu teuer, zu unbequem und auch vorläufig noch zu gefährlich.

Die Rakete hat also nicht die Aufgabe, mit dem Auto oder mit dem Flugzeug zu konkurrieren. Ihre Zukunft liegt just da, wo alle anderen Verkehrsmaschinen von vornherein nichts zu suchen haben und wo alle Benzinmotore und Propeller versagen: in den luftarmen Oberschichten unseres Luftmeeres, in der sogenannten Stratosphäre zwischen zwanzig und fünfzig Kilometern Höhe. Und weil es da oben in absoluter Ruhe weder Wolken, noch Schneegestöber, noch Stürme gibt, kann ihr auch das schlechteste Wetter nichts anhaben.

So winkt also ein neuer und sicherer Weg von Europa nach Amerika.

Nun aber kommt wieder die böse Eigenschaft, die dem Raketenmotor unabwendbar anhaftet, nämlich die Unfähigkeit, auf längere Dauer zu arbeiten. Und darum wird sich der Atlantikflug per Rakete ganz wesentlich von allen anderen Unternehmungen dieser Art unterscheiden. Es wird nämlich überhaupt kein richtiger Flug sein, sondern eine Art von Schleudering — ein Wurf in hohem Bogen.

Beim Start eines Raketenflugzeuges werden demnach die Düsen nur wenige Minuten lang arbeiten, in dieser Zeit aber die Maschine auf eine so hohe Geschwindigkeit beschleunigen, daß sie dann den Hauptteil ihrer Flugstrecke in freier ballistischer Wurfbahn ohne weiteren Kraftaufwand zurücklegen kann, wie etwa ein Geschoh.

Vielleicht geht überhaupt die ganze künftige Entwicklung der Schnellverkehrstechnik dem Ziele entgegen, Raketen nicht mehr durch Dauerantrieb mühsam von Ort zu Ort zu schleppen, sondern einfach zum Bestimmungsort zu schleudern. Ein Verfahren, das ja von den Ziegelträgern beim Hausbau im Kleinen längst angewendet wird. Die Beförderung von Menschen auf diese Weise ist allerdings erst durch die Großrakete in den Bereich der überhaupt erwägbaren Möglichkeiten gerückt. Denn die Energieentwicklung der Rakete kann ja reguliert und (wie schon im ersten Abschnitt ausgeführt) so lange ausgedehnt werden, daß der Beschleunigungsdruck in unschädlichen Grenzen bleibt.

So wäre zum Beispiel zum Sprung über den Atlantik eine Abschleubergeschwindigkeit von etwa viertausend Meter pro Sekunde notwendig. Wird diese Geschwindigkeit von der aufsteigenden Rakete innerhalb drei Minuten erreicht, so trifft auf die Sekunde ein Geschwindigkeitszuwachs von 22 Sekundenmetern, und das kann jeder halbwegs gesunde Mensch ohne Schaden ertragen.

Doch lassen wir vorläufig Passagiere ganz aus dem Spiele. Es wäre schon eine große Leistung, wenn es in nicht ferner Zeit gelänge, unbemannte Postraketen nach der amerikanischen Küste zu schicken. Solche Expresspostboten würden zu dieser ganzen Fahrt nicht länger als eineinhalb Stunden brauchen, und sie würden sich sicher auch geschäftlich rentieren. Ein Doppelzentner Nutzlast entspricht fünftausend normalen Briefen. Und selbst wenn eine solche Postraketenfahrt nach Amerika 50 000 Mark kosten würde, dann träte auf den Einzelbrief doch nur ein Porto von zehn Mark. Und diesen Preis würde jeder Geschäfts- und Zeitungsmann gerne anlegen; denn ein Kabeltelegramm nach New York kostet ein Vielfaches, und das Telegramm käme auch nicht wesentlich früher an, als der Raketenbrief.

Diese Postrakete ist ein heute schon durchaus diskutables, aber noch lange nicht das letzte Ziel. Man kann sich vorstellen, daß in ferner Zukunft einmal ein großes Raketenflugzeug auf seinem Rücken eine kleine Rakete mit hinaufträgt in die Stratosphäre. Im höchsten Punkt der gewölbten Flugbahn löst sich die Rakete mit frischer Kraft von dem Hilfsraketenflugzeug los und addiert so zu der schon vorhandenen Geschwindigkeit ihre eigene hinzu, so daß es ihr vielleicht gelingen mag, jene Gesamtgeschwindigkeit zu erreichen, die notwendig ist, um die Maschine dem Anziehungsbereich der Erde zu entführen.

Nicht Kilometer in der Sekunde würden ja genügen, um die Rakete in die ewige Kreisbahn um die Erde zu zwingen, und elf Kilometer pro Sekunde wären ausreichend, um sie zum Mond emporzutragen.

Knut Hamsun:

Sommernacht.

Der Abend dunkelt. In der Stube nur
Hört man den leisen Schlag der Pendeluhr.
Bibellen spielen überm Wiesenhange.

Die Gartenpforte öffnet leise sich und schnell.
Sie hüpfet wie eine Flamme heiß und hell
An seine Brust, daß er sie fange.

Es bettet sie das Gras zu kurzer Ruh,
Dann geht es wieder fort auf leichtem Schuh,
Daß jedes unversehrt ins Bett gelange.

Nur die Bibellen spielen fort und fort,
Ein Raunen wisperst nur von Süd und Nord.
Ein Muschelsausen ewig lang und lange.

(Mit besonderer Genehmigung des J. W. Spaeth-Verlages Berlin, dem Gedichtbände „Der wilde Chor“ von Knut Hamsun entnommen.)

Malheur um Mitternacht.

Der fleise, rechtsseitig deformierte Gut sah Herrn Robert Rample tief im Nacken. Ein hellgrauer Sommermantel, schlief zugestöpft, umschloß prall ein respektables Wäuschlein und bildete an der linken Halsseite eine unwahrscheinliche Ausbuchtung. Der karierte, solide verblödete Schlips befand sich in abwärts gleitender Tendenz und drohte in Bälde Bekanntschaft mit dem Bauchnabel des Herrn Rample zu schließen. Prozig gleißte ein gülden Krageknöpflein gleich einer Navigationslaterne am Mastbaum eines Seeschiffes. Dieser Vergleich ist um so mehr berechtigt, als auch Herr Rample schwante, rollte, stampfte und schlankerte, eine Folge heftig durchgeachter Stunden.

Weiß der Himmel, warum heute die Straße so uneben und zerklüftet erscheint. Pampke hob bei jedem Schritt ein Bein, als gälte es meterhohe Stufen zu erklimmen. Im nächsten Augenblick warf er sich jedoch mit der ganzen Wucht seiner fugeiligen Gestalt rückwärts. Ein lotrecht abfallender Abgrund tat sich vor ihm auf . . .

Pampke stöhnte, faßte in die Tasche und wischte sich mit einem zerfauten Bierfilz den Schweiß von der Stirn. Sein rundes, hochrotes Gesicht wurde um eine Nuance dunkler. Jörnig spähten seine Augen in den von einer Gaslaterne matt erhellten Abgrund, und nun huschte ein Schimmer von Glückseligkeit über das feste Antlitz. Welch fundamentaler Irrtum! Der Abgrund entpuppte sich nach längerem Hinfallen als die Bordwand des Bürgersteiges und verlor damit an Schrecken. Pampke drehte sich dreimal um seine Seelenachse, offenbar unschlüssig, wohin er sich wenden sollte.

Geflig fängt er an zu weinen.

„So muß ich hier so jung sterben“, ächzt er unermittelt, und tiefe Rührung mit sich selbst erfüllt sein Gemüt. Er sieht unklar in Gedanken seine Frau und seine vier Kinder sehnsüchtig auf den Vater warten, der heute am Monatsletzten sein Gehalt bringen wird, das den Küchenmeister Schmalhans der letzten Tage verjagen soll. Dann sieht er sich im Preise seiner mackeren Amtskollegen von Lokal zu Lokal ziehend und den letzten Geldschein gegen Bier und Schnaps einzuwechseln. Seine Familie wird wieder vier Wochen darben müssen. Ja, wenn schon . . . Dann klappt eine Erinnerungslücke, und er findet sich hier am „Abgrund“ wieder.

„Mein, diesem Leben muß ein Ende gemacht werden“, denkt Pampke. „Wenn ich jetzt nach Hause komme, lebst und schimpfst die Frau wieder. Das hält ja kein Mensch aus! O, diese Weiber, immer wollen sie nur das Geld von uns Männern und verstehen nicht, daß wir auch eine lustige Stunde zum Leben gebrauchen . . .“

Trübselig starrt er in den imaginären Abgrund: „Hier endet mein geplagtes Leben“, faßt er auf und weint wieder so erschütternd, wie es nur ein alkoholgeschwängelter Organismus vermag. Dann einen plötzlichen Entschluß fassend, brüllt er auf, schließt kämpfhaft die Augen und springt . . . springt . . .

Wie er so im Dreck des Kinnsteins liegt, erinnert er irgendwie an eines jener beliebten Dorfentiere, deren Fleisch seit langem nicht mehr auf dem Mittagstisch von Pampkes Familie erschienen ist. Eine Weile dauert das Bemühen, auf die Füße zu kommen. Dann hört man ein Grunzen, dann eine Art Jubel aus Pampkes Mund: „So soll ich denn noch weiter leben? Schön — also los, ins Bett“, und gedankenlos setzt er hinzu: „Aber wie aus diesem Abgrund nach Hause finden?“

Seine kleinen Säufraugen sprühten vor Alkohol und neuer Lebenslust und bleiben schließlich an zwei blanken Strichen hängen, die sich die Straße entlang ziehen und im Dunkel der Nacht verschwinden. Er spürt einen leisen Pfiff durch die Zähne. „Wit doch ein heller Junge, Robert“, murmelt er, hebt umständlich seinen Spazierstock auf, der ihm bei seinem lebensverachtenden Sprung entfallen war und schwankt auf die blanken Striche zu. Dort beginnt er seine seltsame Tätigkeit. Er stellt die Spitze seines Spazierstocks in eine der Straßenbahnspuren, ergreift mit beiden Händen die Rücke und brüllt: „Abfahren!“ Dann sich schwer vornüberbeugend, fährt er ab, indem er den Stock vor sich herzieht. Das Gleis führt an seinem Hause vorbei und so glaubt er, sicher heimzukommen.

Pampke wird äußerst fröhlich. Er singt mit lauter Stimme und verschwindet in einer Kurve um die nächste Ecke. Sein Augenmerk ist auf den Stock im Gleis gerichtet: „Nur nicht entgleisen!“, ist sein einziger Gedanke. So fährt Pampke heimwärts durch die Nacht . . .

Er hört nicht, wie hinter ihm etwas ratternd näher kommt, er bemerkt nicht den Lichtschein der letzten Nachtbahn, er singt: „Malwinchen, käm opp jenne Sieb, opp diese Sieb, do goahn de Arbeitslid“. Er hört nicht das wahnwitzige Läuten einer Glocke, er hört nicht das Knirschen von Bremsen. Aber plötzlich fühlt er einen Stoß im Rücken, stürzt vornüber, fühlt einen entsetzlichen Druck auf seinem dicken Körper . . . Ein Angstschrei durchschneidet die Nacht . . . Dann stürzt er in einen Abgrund . . . Stürzt . . . fällt, fällt immer tiefer . . . und denkt . . . hahahaha, zum zweiten Mal falle ich heute in einen Stein . . . wie viele Kinnsteine doch so eine Stadt hat . . . dann schließt er die Augen.

Am nächsten Tage meldet ein Zeitungsinserat:

„Gente nacht verschied infolge Unglücksfalles unser lieber Kollege, der Herr Obersekretär Robert Pampke. Wir verlieren in dem lieben Verstorbenen einen geschätzten, stets hilfsbereiten Kollegen, der die Pflicht als vornehmste Tugend eines gehobenen Beamten verkörperte. Ehre seinem Andenken! Die Beamten der Rechnungsstelle IIIB 17a.“

Eine Frau sitzt im Kreise von vier Kindern. Während ihre vorgetrübten Augen auf die Anzeige starren, starren und sich nicht satt sehen können, verzerrt den herben Mund ein Lächeln: „Aber — all ein Abgrund von Lüge und Heuchelei, wohin man blickt“, flüstert sie, „warum sagt man hier nicht: heute nacht überfuhr ein Wagen der Linie 3 ein überflüssiges Sch . . .“

Offnungslos denkt sie an die Zukunft . . . R. Tschann.

Deutsche Erfolge in der Schädlingsbekämpfung.

Im Anschluß an den deutschen Zoologenkongreß tagte in München die Deutsche Gesellschaft für angewandte Entomologie. Auf den Beratungen gewann man ein Bild über den heutigen Stand der deutschen Schädlingsbekämpfung. Die Verluste in der Land- und Forstwirtschaft durch die Insektenschädlinge sind ungeheurer. Im Deutschen Reich schätzt man die Vermüstungen durch den gefährdeten Kornkäfer, Kiefernspinner usw. auf nahezu 1 Milliarde Goldmark. So sehr die Gefahr der Seuchenübertragung durch Fliegen, Bettwanzen, Kleiderläusen usw. stets droht, so betrüblich ist es, daß man diesen Schädlingen gegenüber noch ziemlich machtlos dasteht. Gewiß weist die Schädlingsbekämpfung große Fortschritte auf und gewiß bringt die chemische Industrie immer wieder neue Mittel auf den Markt, aber leider steht ihr Nutzen vielfach in keinem Verhältnis zu ihrer Gefährlichkeit für Menschen und warmblütige Tiere und zu der Schwierigkeit der Anwendung und dem wirklichen Erfolg. So mußte z. B. die Verwendung eines Bleiarzenials im Weinbau von Staats wegen verboten werden. Nun wurde in München eine Erfindung gezeigt, die das größte Interesse erregt. Es handelt sich um den Desinfektions- und Schädlingsbekämpfungsspray „Parebo“ in Verbindung mit dem Schädlingsbekämpfungsmittel „Paredes“. Daß diese Neuheit auf dem Kongreß allgemein so sehr beachtet wurde, ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß es durch Versuche gelungen ist, mit „Parebo“ den so sehr gefährdeten Kornkäfer, der selbst der hochgiftigen Blausäure trotzt, in einem Holzblock v. 80 mm Stärke u. 500 mm Länge diese samt Brut restlos und in Sekunden zu vernichten. „Parebo“ zerstäubt durch hohen Dampfdruck und Ueberhitzung die entströmende desinfizierende Flüssigkeit oder Trockenmasse so fein, daß sie, als hauchdünner Nebel niedergeschlagen, in alle Schlupfwinkel eindringt und durch die hohe Wirksamkeit von „Paredes“ alle Parasiten mit ihrer Brut in Sekunden restlos vernichtet. Mit 100 Grad Hitze greift „Parebo“ die Schädlinge auch in Mauern, Holz, Sandmassen usw. an und vernichtet sie sicher bis in große Tiefen. „Paredes“ ist absolut giftfrei, metallsfrei und nicht brennbar; es greift Hände und Gegenstände nicht an.

Aus aller Welt.

Rosenernte in Bulgarien. Wohl die ausgedehntesten Rosenculturen besitzt Bulgarien in seinen Tälern von Kasanlik und Kartowo. Weit ausgedehnte Flächen sind dort nur mit Rosen bepflanzt, die zurzeit in voller Blüte und damit im Zeichen der Rosenernte stehen. Diese Ernte besteht in den Rosenblättern, die zur Herstellung von Rosenöl dienen. Die Ausfuhr von Rosenöl, in dessen Erzeugung Bulgarien den ersten Platz einnimmt, betrug im Jahre 1927 2400 Kilo im Werte von 185 Millionen Lewa (5500 000 Mark). Hauptabnehmer des bulgarischen Rosenöls sind Frankreich, die Vereinigten Staaten und Deutschland. Zur Herstellung von einem Kilo Rosenöl sind 3000—5000 Kilo Rosenblätter nötig.

Sonnenschein und Regen zu gleicher Zeit. Besonders im Sommer können wir oft beobachten, daß die Sonne scheint, und daß es dabei regnet. Nach altem deutschen Volksglauben entsteht eine solche Wetterlage, wenn der Teufel sein Weib prügelt. Dann vergießt das Weib des Teufels über die Züchtigung Tränen, das ist der Regen; des Teufels Großmutter aber lacht bei diesem Durchprügeln, und das ist der Sonnenschein. Nach slawischem Volksglauben bedeutet Regen und Sonnenschein zu gleicher Zeit einen Kampf zwischen dem Herrgott und den bösen Wettergeistern. Diese wollen es regnen lassen, wogegen der Herrgott Sonnenschein sendet. Manche alten Völker sahen in solchem Wetter einen Kampf zwischen dem Teufel und dem Wettergott.

Amerikanische Gelder in Kanada. Wie aus einer offiziellen kanadischen Zusammenstellung zu ersehen ist, gewinnt das Kapital der Vereinigten Staaten in Kanada einen immer stärkeren Einfluß. Nach dieser Zusammenstellung ist das von Nordamerika in Kanada angelegte Kapital von 417 Millionen Dollar im Jahre 1914 auf 3081 Millionen Dollar im Jahre 1928 gestiegen. Das von Engländern in Kanada angelegte Kapital hat sich in dieser Zeit nur von 1800 auf 2110 Millionen Dollar erhöht. Sonstige Ausländer haben in Kanada angelegt: 139,6 Millionen im Jahre 1914 und 236 Millionen Dollar im Jahre 1928.

Fröhliche Ecke.

Wie beim Radfahren. Einige Jahre vor dem Kriege kam die neue Turnvorschrift heraus. Die „Gürtlermeister“ murrt über die Neuerungen, die sie brachte. Wo bliebe da der „Schiff“? Um so eifriger gingen die „Geländesünder“ an die Arbeit, die Leute gelenkig zu machen und bei ihnen die Begeisterung für den Sport zu wecken. Mein Freund Abbi war der Wildeste von allen Wildgemordenen. Jeden Tag hatte er einen neuen Weg zu Kraft und Schönheit entdeckt, wobei es natürlich ohne Wit nicht abging. „So — jetzt mal alles auf den Rücken legen, Beine hochstrecken und bewegen — wie beim Radfahren!“ Ein Gardefüßler trampelt ein, zweimal, dann hört er auf. „Müller, warum machen Sie denn nicht weiter?“ fragte Abbi etwas ungehalten. „Ja habe Freilauf, Herr Leutnant!“

Frau Kaffees Maßstab. „Was? Die Beute wollen reich sein? Wo ich sie doch neulich erst zusammen auf einem Matratze habe spielen sehen!“